



**Die Geschichte
eines "deutschen" Beamten**
Der lange Weg in eine neue Heimat

Xuqiang Zheng

X u q i a n g Z h e n g

**Die Geschichte
eines "deutschen" Beamten**

Der lange Weg in eine neue Heimat

Dieses Buch ist meiner ehemaligen Lehrerin an der Schule für Sehbehinderte gewidmet, die wie eine Mutter zu mir war, und den Menschen, die uns freundlich aufgenommen haben.

Dem deutschen Staat sowie den Hilfsorganisationen, die mir den Weg für ein neues Leben geebnet haben.

Vorwort

Beamter? Was ist das? Nicht einmal zu der Zeit, als ich das Gymnasium in Marburg besuchte, kannte ich die Bedeutung dieses Wortes. Mit der Bezeichnung „Beamter“ verband ich nur die Berufsgruppe Polizei. In meiner Kindheit hatte ich überhaupt keine Berührungspunkte mit Behörden. Oder vermutlich war ich auch nur zu klein, um solche Dinge wahrzunehmen oder zu verstehen. Die einzigen Beamten, die ich damals in Kambodscha zu Gesicht bekam, waren Polizeibeamten, oder waren es doch Soldaten? Sie trugen eine Uniform. Daher trugen in meiner Vorstellung alle Beamten eine Uniform. Ich wusste nicht, dass auch Beamten in einer Behörde arbeiteten und ganz normal bekleidet sein konnten. Die Bedeutung des Wortes wurde von mir fehlinterpretiert und mir kam es zunächst gar nicht in den Sinn eine Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Ganz im Gegenteil. Ich hasste Fächer wie Politik oder Gesellschaftskunde. Im Fach Politik fand ich den Unterricht so langweilig und unverständlich. Die Gesetzestexte, mit denen ich in Berührung kam, waren abstrakt und schwer zu verstehen. Ich kann mich noch an eine Stunde erinnern, in der ich einen Gesetzestext lesen musste. Vor lauter Verweisen und Einschüben verlor ich mich in den Zeilen und verstand dadurch kein Wort.

Seit der Ankunft in Deutschland am 5. September 1979 kam ich öfter mal mit Ärzten in Berührung. Wegen meiner starken Sehbehinderung folgte eine Operation nach der anderen an den Augen, zunächst ohne durchgreifenden Erfolg. Deswegen war ich zunächst auf diesen Beruf fixiert. Ich wollte Arzt werden. Ich wollte Menschen helfen, den Armen und den Kranken in meiner Heimat. Das Elend und die Hilflosigkeit musste ich selbst am eigenen Leibe miterleben, damals während der Zeit des Pol Pot Regimes zwischen 1975 und 1979. Während dieser Zeit töteten die

Roten Khmer systematisch alle Intellektuellen. Sie evakuierten die Städte und machten sie zu Geisterstädten. Der Handel wurde verboten, Krankenhäuser und Schulen geschlossen. Während dieser Zeit verlor ich aufgrund einer banalen Augenentzündung das Augenlicht, weil eine medizinische Versorgung nicht mehr existierte. In dieser Zeit starben zwei bis drei Millionen Menschen, was etwa 10% der Gesamtbevölkerung Kambodschas entsprach. Unter ihnen befand sich mein ältester Bruder Limzang, den ich zum letzten Mal im Jahre 1975, kurz vor der Machtergreifung durch das Pol Pot Regime, sah. Auch er wurde von den Soldaten Pol Pots ermordet.

Ich habe das Elend noch genau vor Augen. Hilflose, kranke Menschen, denen niemand half oder helfen konnte, weil sie selbst nichts besaßen und selbst ums Überleben kämpften. Abgemagerte und kranke Kinder mit kugelrund aufgedunsenen Bäuchen, wie Hochschwängere, die wie lebende Skelette aussahen, in deren Gesichtern zwei tiefe Augenhöhlen, in denen man nur zwei ausdruckslose Augen erblickte. Diesen Menschen in meiner alten Heimat wollte ich helfen, nachdem ich selbst mit sehr viel Glück aus dieser Heimat entfliehen konnte. Doch diesen Gedanken musste ich verwerfen. Wie sollte ein Mensch, der selbst krank war, anderen Menschen helfen können? Wie sollte ich mit meiner Sehschwäche einen Menschen behandeln können? Wie könnte ich eine Spritze an der richtigen Stelle setzen, wenn ich die Stelle nicht richtig erkennen konnte?

Auch während meines einjährigen Aufenthaltes in den USA, im Rahmen eines Schüleraustauschprogramms mit der Overbrook School for the Blind in Philadelphia im Jahre 1989, wusste ich noch nicht, dass ich eines Tages ein "deutscher" Beamter werden würde. Zu dieser Zeit hatte ich die Idee, Arzt zu werden, bereits aufgegeben. Nach einem Besuch bei der UN in New York war ich inspiriert und wollte nun Dolmetscher werden; und zwar ein Simultan-

Dolmetscher, weil es mich so beeindruckte, wie einer der Dolmetscher beim Dolmetschen einfach so losredete, als ob er die Rede selbst verfasst hätte. Doch nachdem ich mich nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten von Amerika eine Weile damit beschäftigte, las ich in einer Broschüre der Agentur für Arbeit (damals noch Arbeitsamt), dass "Fleiß für diesen Beruf" nicht ausreichen würde. Um Simultan-Dolmetscher zu werden, müsste man begabt sein. Begabung zu sprechen? Ich? Nein, niemals. "Du bist aber langweilig. Du sagst ja nichts!", musste ich mal von einer angehenden Erzieherin zu hören bekommen. Meine Frau sagte mal zu mir: "Wenn du dich nicht bewegen würdest, könnte man den Eindruck bekommen, du wärst ein Bild, still und stumm ohne einen Ton."

Damit war auch diese Idee gestorben. Nur wie sagt man? Aller guten Dinge sind drei. Oder auch nicht. Während meines einjährigen Amerikaaufenthaltes lernte ich viel über Computertechnologie und natürlich auch die Sprache Englisch. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland sprach mich aufgrund meiner guten Englischkenntnisse meine Englischlehrerin, eine mit einem Deutschen verheiratete Schottin, deswegen an und bat mich, einigen ihrer Schüler*innen Nachhilfe in Englisch zu geben. Obwohl ich keine Begabung fürs Sprechen habe, reichte die vorhandene Sprachfähigkeit offensichtlich aus, um jemandem etwas beizubringen. Das tat ich gerne und ich ging - man glaubt es kaum - bis zum Ende gerne zur Schule. Daher war mein dritter Berufswunsch Lehrer zu werden. Doch auch diesen Wunsch musste ich aus ökonomischen Gründen aufgeben. Denn aufgrund der Tatsache, dass ich erst mit 13 Jahren eingeschult wurde und den gymnasialen Zweig durchlief, bekam ich mein Abiturzeugnis trotz des Umstandes, dass ich eine Klasse übersprungen hatte, erst mit 25 in die Hand gedrückt. Noch acht bis dreizehn Semester und zwei Jahre Referendariat dranhängen wollte ich nicht. So lange wollte

ich nicht in finanzieller Abhängigkeit bleiben. Ich wollte sobald wie möglich mein eigenes Geld verdienen und nicht weiter auf den Staat angewiesen sein.

Im Rahmen der Berufsberatung durch die Agentur für Arbeit kam ich mit dem Beruf "Verwaltung" in Berührung. Eine Berufsberaterin, deren Spezialgebiet offensichtlich die öffentliche Verwaltung war, denn den meisten Schüler*innen schlug sie den Beruf Verwaltungsfachangestellte*r vor, vermittelte mir einen Praktikumsplatz. Während der Sommerferien nahm ich daher an einer Berufsfindungswoche mit Schwerpunkt "Verwaltung" in Veitshöchheim bei Würzburg teil und fand Gefallen daran. Daher wurde ich nach Beendigung der Schule und bestandener Diplomprüfung an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Münster zum "deutschen" Beamten.

Kapitel I

Nach einer Legende existierten in der chinesischen Astrologie 13 Tierkreiszeichen. Um mit ihnen zu feiern, lud Buddha sie eines Tages zu einem Fest ein. Er beauftragte die Maus, die hier zu Lande auch als Ratte genannt wird, den anderen Tieren davon zu erzählen. Wie es ihr aufgetragen wurde, erzählte die Maus den anderen Tieren vom Fest. Weil sie die Katze ärgern wollte, gab sie ihr jedoch gegenüber einen späteren Tag an. So geschah es, dass alle Tiere bis auf die Katze zum Fest erschienen. Als Geschenk bekamen Maus, Ochse (bzw. auch als Büffel bekannt), Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege (bzw. Schaf), Affe, Hahn, Hund und Schwein jeweils ein Jahr zugeteilt. Das erste Jahr bekam die Maus. Auf dem Weg zum Fest ritt sie auf dem Rücken des schnellen Ochsen. Vor dem Ziel sprang sie vom Ochsen und stand als erstes Tier vor Buddha. Die Katze ging aber leer aus, da sie wegen der Maus den Festtag verschlief.

Einer anderen Legende zufolge liefen die Tiere den Weg zu Buddha um die Wette. Als sie zu einer Brücke kamen, gab die Maus der Katze einen Stoß, sodass diese ins Wasser fiel. Während die anderen Tiere weiterliefen, kletterte die Katze aus dem Fluss und trocknete ihr Fell an der Sonne. Deswegen kam zu spät zum Fest, und ihr wurde kein eigenes Jahr zugeteilt. Die Feindschaft zwischen Katze und Maus bestand daher seit dem Tag und das ist der Grund, warum die Maus von der Katze gejagt wird.

Es war der 27. des zwölften Monats des Mondkalenders, als ich geboren wurde. 1967 war das Jahr der Ziege, genauer gesagt das Jahr der Feuerziege. Normalerweise wird zwischen 12 Sternzeichen, die sich alle 12 Jahre wiederholen, unterschieden. Durch die Kombination der 12 Tierkreiszeichen mit den fünf Elementen Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser, die die Kraft einer Entwicklung, d. h. die

Kraft für Wandlungen im Bereich des Lebendigen, des Werdens und Vergehens darstellen, sind es 60, die sich naturgemäß alle 60 Jahre wiederholen.

Im Gegensatz zum gregorianischen Kalender besteht der Monat des chinesischen lunisolaren Kalenders abwechselnd aus 29 oder 30 Tagen, da die Zeit zwischen zwei Neumonden 29,53 Tage beträgt. Dementsprechend hat der chinesische Mondkalender nur 354 Tage, sodass nach zwei oder drei Jahren ein 13. Monat, sogenannter Schaltmonat, eingefügt werden muss, damit keine Verschiebung der Jahreszeiten entsteht und das Jahr immer zwischen dem 21. Januar und dem 21. Februar beginnt.

Auch bei der Berechnung des Lebensalters unterscheidet sich die Chinesische von der Europäischen. Bei den Chinesen ist ein Kind bereits ein Jahr alt, sobald es das Licht der Welt erblickt. Zum 1. Neujahrstag ist es dann schon zwei Jahre alt. So wurde ich bereits ein paar Tage nach der Geburt zwei Jahre alt. An diesem Tag wurde ich mit Hilfe einer Hebamme als achttes Kind in meine Familie geboren. Bei der Hebamme bedankte ich mich, nach der Erzählung meiner Mutter, mit einem Strahl frischen Pippis, nachdem sie mich - wie es bei Geburten üblich war - kopfüber an den Beinchen hochzog und mir auf den Hintern klopfte. Vermutlich veranlasste meine Gegenwehr gegen die Schläge der Hebamme meine Eltern, mir den Namen "Weiter Stark" zu geben.

Bei der Geburt hatte ich ein Muttermal auf der Brust, der im Laufe der Jahre verblasste, jedoch noch erkennbar ist. In Kambodscha ist es üblich eine verstorbene Person an irgendeinem Körperteil mit einem Zeichen zu kennzeichnen, damit die Familie sie wiedererkennt, wenn sie zufällig in der gleichen Familie wieder geboren wird. Also deutete das Muttermal auf meiner Brust daraufhin, dass ich schon einmal gelebt hatte. Doch zu welcher Familie gehörte ich im

früheren Leben? Das Zeichen war meinen Eltern unbekannt. Offensichtlich wählte ich für dieses Leben eine andere Familie aus, obwohl meine jetzigen Eltern mich nicht mehr erwarteten.

Als Nachzögling bekam meine Mutter mich erst mit 46 Jahren. Ob gewollt oder ungewollt, auf jeden Fall war ich da. Ob meine Eltern sich des Risikos bewusst waren, in diesem Alter noch ein Kind zu bekommen? In der Schule war meine Mutter nie gewesen. Dafür war ihre Familie zu arm. Außerdem durften Mädchen zur Zeit ihrer Kindheit nicht zur Schule gehen. Damals vertraten die Menschen die Auffassung, dass Schulausbildung für Mädchen Geldverschwendung sei, da sie nach der Heirat nur den Haushalt führen und daher keine Schulbildung benötigen würden. Hierbei wurde meines Erachtens zu kurz gedacht, denn hauptsächlich waren Mütter für die Erziehung der Kinder verantwortlich. Wie konnten sie den Kindern eine gute Erziehung ermöglichen, wenn ihnen selbst die Bildung vorenthalten wurde? Außerdem durften Mädchen nicht die Schule besuchen, weil befürchtet wurde, dass sie Liebesbriefe schreiben könnten, was sich für ein Mädchen nicht schickte. Auch heute bleibt - zumindest in Kambodscha und in den ländlichen Gegenden Chinas - höhere Schulbildung meist nur den Männern vorbehalten. Viele Frauen brechen die Schule vorzeitig ab, um zu Hause zu helfen oder zu heiraten, denn ab einem Alter von 20 bzw. (in China) 25 Jahren gelten Frauen als alt und haben Schwierigkeiten einen Mann zu finden.

Höhere Bildung ist den Frauen in der Regel auch ein Hindernis, denn manche Männer wollen keine Frau mit einem hohen Bildungsniveau. Sie bevorzugen eine Frau ohne oder nur mit geringer Bildung, weil sie die Ansicht vertreten, dass Frauen mit hohem Bildungsniveau sich nicht unterordnen und ihnen widersprechen würden. Frauen mit hoher Bildung werden meistens auch gemieden, weil diese

stolz und hochnäsiger sein. Ist das wirklich so? Hören ungebildete Frauen wirklich mehr auf ihre Männer? Es gibt auch andere Beispiele. „Einbildung ist auch eine Bildung“. Jedoch kann eine Frau mit einer solchen „Bildung“ sehr anstrengend sein. Insbesondere wenn diese sich einbildet, alles besser zu können und besser zu wissen als der Rest der Familie. Von ihren Taten ist sie stets überzeugt, dass diese richtig seien. Andere Meinungen sind nicht zugelassen. Der Mann sei ein Dummkopf und die Kinder würden nichts wissen, weil sie Kinder seien. Immer wieder wirft sie ihrem Mann vor, er sei an ihrer Erkrankung schuld, weil er eine postnatale Bettruhe, bei der der frisch Entbundene einen Monat lang verboten ist, das Haus zu verlassen, zu duschen sowie die Haare zu waschen und nur wenn es nötig ist, aufzustehen, für nicht notwendig hielt und sie deswegen nach der Geburt der Kinder auch keine hatte.

Im Gegensatz zu meiner Mutter konnte mein Vater hingegen in China zwei Jahre zur Schule gehen. Länger konnten die Eltern seine Schulbildung als Bauernfamilie nicht finanzieren. Doch auch wenn sie beide eine richtige Schulausbildung genossen hätten, wäre sexuelle Aufklärung ihnen doch fremd geblieben. Dieses Thema war in der Schule sowohl in China als auch in Kambodscha verpönt. Über so etwas sprach man nicht in der Öffentlichkeit. Über so etwas sprach man besonders nicht vor den Kindern. Wenn die Zeit dafür gekommen war - und das war meistens vor der Heirat -, wurden die Mädchen von der Mutter und die Jungen vom Vater aufgeklärt - sofern man von einer Aufklärung sprechen konnte.

In den asiatischen Kulturen ist das Thema zum größten Teil immer noch ein Tabuthema. So wissen heute z. B. in China die meisten Jugendlichen gar nicht über Verhütung oder gesundheitliche Risiken Bescheid. Sogar im modernen Peking werden Jahr für Jahr tausende Schwangerschaften abgebrochen, weil Frauen ungewollt schwanger werden.

Meine Familie gehört zur Volksgruppe der Han-Chinesen, die etwa 90% der Bevölkerung Chinas ausmacht. Die restlichen 10% teilen sich weitere 55 Volksgruppen. Aufgrund der Vielfalt der Sprachen (9 chinesische Sprachen und über 50 Sprachen der Minderheiten, die nicht zur chinesischen Sprache gehören) dient Mandarin als Hauptsprache, welche in der Vergangenheit in den Schulen nicht als Pflichtsprache unterrichtet wurde.

Die Geschichte meiner Familie begann mit der Übersiedlung meines Vaters von China - mit Zwischenaufenthalt in Vietnam - nach Kambodscha. Die Familie meines Vaters - eine Bauernfamilie - bestand aus den Eltern, vier Söhnen und einer Tochter, die aus Kummer starb, weil ihr Mann während des Krieges zwischen Japan und China getötet wurde. Sie wohnten in einem Dorf im Süden Chinas mit dem Namen Mianyang. Es ist das Dorf der Zheng. Alle Familien besitzen den Nachnamen Zheng. Sie sind Angehörige einer Sippe, die väterlicherseits vom selben Stammvater abstammen. Deswegen sind alle Menschen im Dorf streng genommen miteinander verwandt.

Nach dem Untergang der Qing-Dynastie und des letzten Kaisers Pu Yi herrschten in China zwischen 1911 und 1949 Chaos und bürgerkriegsähnliche Zustände. Noch dazu kam der Krieg zwischen Japan und China. In dieser Zeit herrschte große Armut. Auch die Familie meines Vaters war trotz Reisanbau von Armut geplagt, u. a. weil sie einen Teil der Ernte abgeben mussten, denn das Land, auf dem sie Reis anbauten, war nur gepachtet. In manchen Gebieten kam es zu Hungersnöten. In dieser Zeit wanderten viele Chinesen ins Ausland aus. Sie gingen nach Vietnam, Thailand, Kambodscha und andere Länder. Sie verließen Land und Familie, um in einem fremden Land Geld zu verdienen. Dieses schickten sie nach Hause, um die zurückgebliebene

Familie zu ernähren. Auch mein Vater war nun Ernährer der Familie, da sein ältester Bruder, der die Familie als erster verließ, in den Wirren umgekommen war. So verließ mein Vater als zweitältester Sohn 1937 mit 27 Jahren das Dorf Mianyang in der Provinz Guangdong in Südostchina mit der Hoffnung, eines Tages, nachdem er genug Geld verdient hatte, die Heimat und die Familie wiedersehen zu können. Doch dazu kam es nie.

Ohne Hab und Gut und ohne Geld wurde er mit vielen anderen jungen Menschen zunächst zu Fuß durchs Land und dann auf einem Boot von einer Schlepper-Bande nach Vietnam gebracht. Als ich noch klein war, berichtete er einmal darüber, wie beschwerlich die Reise war. Zusammengepfercht im Inneren des stickigen, dunklen Bootes mussten sie sich verstecken und ausharren, damit sie nicht entdeckt wurden. Zu essen gab es nur dünnflüssigen Reisschleim. Als Beilage hatten manche ein Bein vom Krebs von zu Hause mitgebracht, an dem sie wochenlang während der gesamten Reise nuckelten.

In Vietnam angekommen, musste mein Vater schwere Arbeiten verrichten. Er bekam Unterkunft und Essen gestellt. Lohn bekam er für die Arbeit jedoch nicht. Dieser wurde zurückbehalten, um die Kosten für die Überfahrt von China nach Vietnam zu bezahlen. Nach einem Jahr hatte er die Schuld getilgt und konnte nun als freier Arbeiter auf einem Fischerboot Geld verdienen. Dieses schickte er regelmäßig zu seinen Eltern und Geschwistern. Während einer meiner Besuche viele Jahre später in China erfuhr ich von meinem Cousin Cunzhou, dass sein Vater ihm erzählt hätte, mein Vater hätte nicht nur Geld, sondern auch Bekleidung, Schweinefett und andere Lebensmittel geschickt.

Aufgrund seiner Arbeit auf dem Fischerboot kam er oft mit Kambodscha in Berührung. Da die Gewässer Vietnams und

Kambodschas zum größten Teil miteinander verflochten sind, fuhr er oft bis nach Kambodscha hinein und fand Gefallen an dem Land, sodass er 1939 von Vietnam nach Kambodscha übersiedelte. Dort lebte mein Vater zunächst in der Provinzhauptstadt Battambang der Provinz Battambang, die wegen des vielen Reisanbaus als Reiskammer des Landes bekannt ist.

Nach einer Legende wurde ein Bauer aufgrund seiner heldenhaften Taten im Kampf gegen die Siamesen, die zum Volk der Thai gehörten, zum König ernannt. Wegen seines schwarzen magischen Stabs bekam er den Namen Preah (König) Bat Dambang Kranhoung. Eines Tages wollte ein junger König ihn stürzen und die Macht an sich reißen. Um seine Regentschaft zu verteidigen, schleuderte Preah Bat Dambang Kranhoung im Kampf seinen schwarzen Stab auf seinen Rivalen. Da es von den Göttern vorherstimmt war, dass er durch den jungen König abgelöst werden sollte, verfehlte der Stab den Rivalen und fiel irgendwo im nordwestlichen Teil des Landes nieder und war nicht wieder zu finden. Preah Bat Dambang Kranhoung wurde besiegt und das Gebiet, wo der Stab verloren ging, wurde seitdem Battambang genannt. Diese Bezeichnung leitet sich aus dem Namen des Königs Bat Dambang Kranhoung ab und bedeutet „verlorener Stab“.

Battambang ist etwa 290 km nordwestlich von der Hauptstadt Phnom Penh entfernt. Obwohl Battambang im 19. Jahrhundert zeitweise zu Thailand gehörte und erst im Jahre 1907 an Kambodscha zurückgegeben wurde, hatte die französische Kolonialherrschaft in der Zeit von 1863-1941 die Stadt geprägt. Überall fand man Kolonialvillen, parkähnliche Anlagen und natürlich Baguettes, die man dort mit Zucker aß. Aufgrund dieses Einflusses sprachen manche Menschen, die sich eine hohe Schulbildung leisten konnten, Französisch als Fremdsprache.

Mitten durch die Stadt fließt der Fluss Sangke, der in den etwa 80 km entfernten Tonle Sap See, den größten Süßwassersee Südostasiens, mündet. Dieser Fluss diente der Stadtbevölkerung u. a. als Wasserquelle, allerdings auch als Abwasserkanal und Mülldeponie. Es war nicht selten, dass ich menschliche Exkremete auf dem Fluss vorbeischwimmen sah.

Mitten im Stadtzentrum stand eine große Markthalle. Darin befanden sich allerlei Verkaufsstände. An dieser Markthalle vorbei führten mehrere Straßen in unterschiedliche Richtungen. Hier befand sich auch der Busbahnhof. Neben europäisch aussehenden Gebäuden hatte Battambang auch viele buddhistische Klosteranlagen, deren Eingänge von pompösen Riesen-, Drachen- oder Schlangenfiguren bewacht wurden. Einer von ihnen befand sich im Stadtzentrum gegenüber der Markthalle. Hier in den Klosteranlagen war die Haupteinnahmequelle meines Vaters. Er hatte sich zwei vitrinenartige Schränkchen gekauft, die er mit Artikeln des täglichen Bedarfs befüllte. Sein Lieferant war ein Händler, der ebenfalls aus China kam, mit dem er befreundet war.

Überhaupt wohnten in Kambodscha, insbesondere in Phnom Penh und Battambang, viele Chinesen. Auch sie waren Eingewanderte bzw. waren die Nachkommen der immigrierten Chinesen. Obwohl wir uns in Kambodscha befanden und Kambodschaner die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, kam es mir vor, als ob Chinesen die größte Bevölkerungsgruppe waren. Überall konnte man weiße oder goldene chinesische Schriftzeichen auf roten Schildern beobachten. Die meisten Chinesen waren Geschäftsleute und Händler. Auffallend war, dass viele Chinesen Supermärkte und Lebensmittelgeschäfte besaßen. Hingegen boten im Verhältnis dazu nur wenige Kambodschaner ihre Ware in Geschäften an. Überwiegend verkauften sie die Waren auf Ständen in Markthallen oder am Straßenrand.

Chinesen haben offensichtlich ein Gespür für das Handeln mit Waren. Überall, wo man auch hinsieht, in den USA, Kanada oder England im Vergleich zu anderen ethnischen Gruppen, besitzen auch heute die meisten Chinesen einen Laden. Mein Speech and Debate-Lehrer erzählte mir mal von einem Klischee, welches in den USA existiert. Er meinte, wenn man auf der einen Straßenseite einem Schwarzen ein Geschäft hinstellt und auf der anderen Straßenseite einem Chinesen, würde der Schwarze nach einem Jahr verschwunden sein und der Chinese beide Geschäfte besitzen. Das ist auch vielleicht der Grund, warum einige kambodschaner Chinesen nicht mögen. Sie sind neidisch, weil Chinesen tüchtig und erfolgreich sind.

Jeweils hängend an den jeweiligen Enden einer flach zu einem Brett geschnittenen Bambusstange trug mein Vater die Schränkchen über den Schultern und zog Tag für Tag durch die Stadt. Die Hauptabnehmer seiner Produkte waren die Mönche in den Klöstern der Stadt. Durch den Kontakt mit den Mönchen lernte er rasch die kambodschanische Sprache sprechen und die Bräuche kennen. Für einen Chinesen sprach er perfekt Kambodschanisch. Lediglich seine Aussprache war mit einem chinesischen Akzent gefärbt. Nach kurzer Zeit war er unter den Mönchen bekannt und sehr beliebt. Von ihnen lernte er auch - was für einen Chinesen ungewöhnlich ist - eine kambodschanische Spezialität zu essen und zu mögen. Die Kambodschaner nennen dieses Gericht Práhok. Es ist eine Fischpaste und ist hier zu Lande unter den Namen "Stinkfisch" bekannt. Dieser Fisch wird so genannt, weil er tatsächlich bestialisch stinkt. Er wird hergestellt, indem man Fische mit Salz einreibt und in einem Gefäß solange einlagert, bis das Fleisch des Fisches bei Berührung zerfällt und die Gräten brüchig werden, entweder durch die Zeit oder durch die nicht selten zu beobachtenden, tausenden von Maden. Roh kann man diesen Fisch nicht essen. Für die Gesundheit wäre er dann

sehr schädlich. Aber gar gekocht, ist er eine Spezialität. Im Gegensatz zu meinem Vater lehnen die meisten Chinesen diesen Fisch ab, obwohl den Chinesen nachgesagt wird, dass sie außer Tischen und Stühlen alles essen würden, was Beine hätte. So ähnlich wird auch die hier zu Lande bekannte Fischsoße hergestellt. Der Unterschied liegt lediglich darin, dass der Stinkfisch solange mit Flüssigkeit und Salz gekocht wird, bis nichts mehr vom Fisch übrigbleibt. Am Schluss wird die Soße gesiebt und fertig ist die Fischsoße.

Sowohl Kambodscha als auch China haben auch noch andere Spezialitäten anzubieten. Die am Baum wachsende, hier auch teilweise bekannte Frucht Durian, ist solch eine Spezialität. Die Außenhaut besteht aus harten dicken Stacheln. In den taschenartigen Wölbungen befindet sich das gelblich süß schmeckende Fruchtfleisch, das wiederum einen dicken Kern umhüllt. Als ich noch klein war, hat mein Vater mir die Geschichte dieser Frucht erzählt: "Zwei Götter gingen eines Tages in einem wunderschönen Park spazieren. In diesem Park wuchsen viele hohe Bäume. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, sagte der eine Gott zum anderen, er hätte Hunger. Daraufhin antwortete der andere: "Warte hier, ich gehe etwas zu Essen besorgen." Gesagt, getan. Er ging fort, ging in ein Gebüsch und machte ein großes Geschäft. Nachdem er damit fertig war, nahm er das Geschäft, klebte es an einem Ast eines Baumes und rief den anderen zu sich. Als dieser ankam, erklärte er: "Das ist eine Frucht, die man essen kann." Und seit dem Tag gibt es die Durian-Frucht.

Ja, so ist nach der Erzählung die Frucht entstanden. Für manche ist der Geruch dieser Frucht tatsächlich gewöhnungsbedürftig. Der eine wird meinen, die Frucht stinke. Für den anderen ist es eine wohlriechende Frucht, die besonders lecker schmeckt. Geschmäcker sind halt verschieden, auch der Geruchssinn. Eine Bekannte von uns